

Insel Verlag

Leseprobe



Alibek, Pius
Als ich unter Sternen schlief

Aus dem Katalanischen von Cecilia Dreymüller

© Insel Verlag
978-3-458-17498-1



Pius Alibek

Als ich unter
Sternen schlief

Aus dem Katalanischen
von Cecilia Drey Müller
Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Arrels nòmades*
bei Edicions La Campana, Barcelona.

© Pius Alibek. Edicions La Campana, 2010

LLL institut
ramon llull

Katalanische Sprache und Kultur

Die Übersetzung wurde gefördert aus Mitteln des Institut Ramon Llull.

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17498-1

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Als ich unter Sternen schlief

Lara war noch nicht geboren, und Aya Maria, meine älteste Tochter, stand kurz vor ihrem dritten Geburtstag. Im Kindergarten vermischte sie fröhlich Katalanisch und Spanisch mit Aramäisch und Arabisch. Es hörte sich ausgesprochen komisch und gleichzeitig beglückend für mich an, wenn sie aramäische und arabische Verben auf katalanische oder spanische Art konjugierte. Das tat sie mit derselben Natürlichkeit wie eine Blume, die sich dem Morgentau öffnet. Doch in ihren bezaubernden Augen war häufig ein Anflug von Verwirrung zu lesen. Man verstand sie nicht richtig, und sie verstand wiederum nicht, wieso das so war. Ich versuchte ihr zu erklären, dass es mit ihrer Herkunft zusammenhing, die für sie eine große Bereicherung bedeutete. Sie fragte mich nach ihren Großeltern, warum sie keine Großeltern habe, und ich antwortete ihr, sie lebten in einem fernen Land, doch es gebe einen Großvater, der sie niemals verlassen werde und der Schimscha heiße, »der Sonnengott der Assyrer«. Ich schenkte ihr einen Anhänger mit einer Darstellung Schimschas, und während Aya Maria all ihren Spielsachen davon berichtete, setzte ich mich hin, um aufzuschreiben, wer ihr Vater war und woher er kam. Um ihr zu erklären, warum sie sich anders fühlte durch das, was ich ihr mitgab. In der Hoffnung, sie könne einmal selbst entscheiden, was sie sein wollte, wenn das Leben sie aus ihrer Welt der Prinzessinnen und Schmetterlinge entführte.

1 Ankawa, wo ich im Dezember 1955 geboren wurde, ist eins der zahlreichen Städtchen der assyrochaldäischen Minderheit, die, umgeben von anderen, meist kurdischen Städtchen über den Norden des Irak verstreut sind. Wir sind die Nachfahren der ersten Bewohner Mesopotamiens und haben, seit dem Sturz des letzten babylonischen Reiches durch Kyros den Großen im Jahr 539 vor Christus, unter der Herrschaft anderer Völker gelebt, mit denen wir über die Jahrhunderte unser Land geteilt haben. Mit dem ersten Auftreten des Christentums sind wir Christen geworden. Es entstand über die Jahrhunderte eine große Ostkirche, deren Mitglieder jedoch immer wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, in stärkerem oder schwächerem Ausmaß, je nach dem religiösen Eifer des betreffenden fremden Potentaten. Diese Verfolgungen haben bis heute angehalten.

Wie bei den meisten Nationen ohne Staat stand und fiel unser Glück mit den Interessen und Gelüsten unserer Eroberer. Perser, Byzantiner, muslimische Araber, Mongolen, Osmanen, Briten und schließlich die Neue Weltordnung. Während der letzten Phasen, sowohl unter mongolischer als auch unter osmanischer Herrschaft, wurden wir wiederholt Opfer erbitterter religiöser Verfolgung. Viele unserer Ortschaften sind im Zuge des brutalen Völkermords an den Armeniern dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bewohner getötet worden. Einige kurdische Stämme haben bei diesen Verfolgungen gemeinsame Sache mit den Türken gemacht. Der religiöse Fanatismus diente ihnen lediglich als Vorwand,

um sich den Besitz der anderen anzueignen; manche haben dabei auf das Bündnis mit den Stärkeren gesetzt, von denen sie freilich am Ende immer aufgefressen wurden. Rom jedenfalls hat die Hilferufe der Ostchristen mit völliger Gleichgültigkeit quittiert. Das waren irgendwelche schreienden Häretiker. Für die kirchlichen Institutionen, welcher Couleur auch immer, geht es nicht um die Botschaft Christi, sondern um die eigene. Christus selbst würde niemanden im Stich lassen; Jesus erzürnten lediglich die Händler, die in das Haus Gottes eingedrungen waren, und die selbstüchtigen Reichen. Die einen vertrieb er mit Peitschenhieben, die anderen verglich er mit Kamelen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie die Menschen der abwegigen Vorstellung anhängen, ihre Glaubenssätze seien besser als die der anderen; bis hin zur Rechtfertigung von Mord und Totschlag.

Seit den fünfziger Jahren konnte man in der Region von einem friedlichen, wenn nicht sogar herzlichen Zusammenleben der verschiedenen Völker sprechen, obwohl die Unstimmigkeiten der Vergangenheit wahrscheinlich niemals ganz verschwinden werden. Die Menschen in Ankawa sind immer sehr rührig und umtriebig gewesen. Auch das Interesse an der Politik war in allen Gesellschaftsschichten lebendig. In diesen Jahren neigte sich die Waagschale eindeutig zur Linken hin. Bereits in den Sechzigern wurde das offizielle Organ der Irakischen Kommunistischen Partei von jungen Freiwilligen auf Fahrrädern in allen Häusern des Ortes verteilt. Die rote Revolution nahm einen herausragenden Platz im politischen Denken ein, sowohl in Ankawa als auch im restlichen Irak und im ganzen Mittleren Osten. Unterdrückung und Ungerechtigkeit sind der Nährboden und Dünger für

den Samen revolutionärer Bewegungen. Wohlstand erstickt ihn. Er bringt, selbst wenn er keimt, ausschließlich kümmerliche Zimmerpflanzen hervor, die mit der selbstlosen und unbezähmbaren Natur nichts mehr zu tun haben.

Durch die rote Presse wurde Ankawa zur Zielscheibe beständiger Unterdrückungsmaßnahmen von Seiten der kurzlebigen Regime in Bagdad. Kollektive Festnahmen, Gefängnis und Folter waren an der Tagesordnung, bis Saddam Hussein, der sich am Vorgehen anderer Länder ein Beispiel nahm, die Nationale Front erfand. Auf den ersten Blick und für die, die es gerne so sehen wollten, schien die Nationale Front auf Vereinigung und Zusammenarbeit angelegt, und zwar zwischen der Baath-Partei – die nach zwei vergeblichen, blutigen Versuchen ihre Macht hatte festigen können – und der Irakischen Kommunistischen Partei, die mit allgemeiner Sympathie rechnen konnte und zudem die größere Mitgliederzahl vorzuweisen hatte. Viele Führer der Kommunistischen Partei, sei es aus Angst oder aus eigenem Interesse, gingen auf Saddams Vorschlag zur Bildung einer gemeinsamen Front ein und übergaben ihm die Parteilisten. Daraufhin hielt Saddam mit seinen wahren Absichten nicht mehr hinterm Berg, und im ganzen Land begann die brutale Verfolgung und Gefangennahme der Kommunisten.

So wurde unsere Stadt aufs Neue belagert. Mit den Listen in der Hand kämten das Militär und der Geheimdienst Ankawa Haus für Haus durch, und die Mitglieder der Kommunistischen Partei wurden in Gefängnisse nach Arbil gebracht. Man zwang sie, zwischen dem Widerruf und dem anschließenden Beitritt zur Baath-Partei oder Folter und Tod zu wählen. Etliche wählten den Tod.

Eine ordentliche schulische Ausbildung war selbstverständliche Pflicht für die Jugend von Ankawa. Ein Buch stand selten längere Zeit im Regal. Es wanderte von Haus zu Haus und belebte die langen Gesprächsrunden, die nachmittags mit einem Glas Arrak (dem trockenen Anisschnaps) begannen und sich oft bis in die frühen Morgenstunden hinzogen. Nasser Jussuf, der Mann meiner Patin Victoria, hatte das obere Stockwerk seines Hauses zu einer halböffentlichen Bibliothek umgewandelt. Es gab einen großen Raum, dessen Wände von oben bis unten mit Bücherregalen vollgestellt waren. Er verlieh seine Bücher an die jungen Leute des Ortes nur unter der Bedingung, dass sie das Buch in spätestens einer Woche ausgelesen hätten. Wer es ihm zurückbrachte, wurde über den Inhalt befragt, und wenn sich herausstellte, dass derjenige es nicht genauestens gelesen hatte, lieh er ihm nie wieder ein Buch.

Im Winter verschwanden die meisten jungen Leute aus Ankawa. Alle, Mädchen wie Jungen, studierten an irgendeiner der Universitäten von Bagdad oder Mossul. Zu Beginn des Sommers kehrten die Studenten dann zurück, und mit ihnen die meisten Familien, die den Ort aus welchen Gründen auch immer verlassen und sich anderswo niedergelassen hatten. Es wurde wieder lebendig und lustig im Städtchen. Mittag- und Abendessen, Feste und Hochzeiten, die sich im Sommer ohnehin häuften, wechselten unablässig miteinander ab. Selbst die, die sich fern des Ortes verheiratet hatten, feierten ein zweites Mal die Hochzeit, damit die Leute im Städtchen auch an ihrer Freude teilhaben konnten.

Die Festlichkeiten konnten bis zu einer Woche dauern.

Umringt von ihren Freunden und Angehörigen, kamen die Brautleute aus der Kirche. Die Musiker führten den Festzug an, der sich zu einer der zwei Esplanaden des Städtchens in Bewegung setzte, entweder zum Darga, dem höchstgelegenen Teil des Ortes, oder zur Esplanade vor der Schule. Die Leute von der Straße schlossen sich an, um Khigga zu tanzen, den traditionellen Gemeinschaftstanz, bei dem jeder mitmachen konnte. Die Musiker gaben den Rhythmus vor, mit Trommeln und Dudelsäcken, und die Reihe der Tanzenden, für gewöhnlich abwechselnd Männer und Frauen, die sich an den Händen hielten, wuchs im Handumdrehen. Bald verdunkelte der vom immer wilderen Tanz aufgewirbelte Staub den Himmel. An allen möglichen Stellen kamen Tänzer dazu, und die Linie wurde langsam zu einem offenen Kreis. Wenn die neuen Tänzer nicht in den ersten Kreis passten, bildete sich ein neuer um ihn herum, und so ging es immer weiter, bis die große Esplanade ganz ausgefüllt war mit Menschen. Das Gelächter, die Freudenschreie und die Vivatrufe stiegen in die Luft, zerrissen die Staubwolke und hallten im strahlenden Himmel von Ankawa wider.

Dem Tanz, wie jeder anderen Festivität, fehlte nicht die sinnliche Seite. Die jungen Männer und die Mädchen suchten sich untereinander. Es war die ideale Gelegenheit, sich Schmeicheleien zu sagen und dem anderen seine Bereitschaft zu signalisieren. Man brach aus dem Kreis aus, um an die Seite der begehrten Person zu kommen, ihre Hand zu ergreifen und ihren Körper im Rhythmus des Tanzes mit dem Arm zu streifen. Selbst die verheirateten Paare suchten nach ihren früheren Liebsten, um die vergangenen Zeiten wiederaufleben zu lassen, wenn auch nur für ein paar Minuten, durch

den flüchtigen Kontakt, den der Tanz ihnen schenkte. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, die sie hatten, um sich gefahrlos gegenseitig an ihre alten Abenteuer zu erinnern. Die Schrecken des Tabus verblassten vor der allgemeinen Freude.

Zum Abend verlagerte sich das Fest ins Haus der Gastgeber, wo es bis zum Morgengrauen im Garten, auf der Dachterrasse oder an beiden Orten weiterging. Es gab Musik, Tanz und natürlich Essen und Trinken im Überfluss, abgesehen vom allseits bekannten und geschätzten Arrak von Ankawa, der hier aus Rosinen oder Datteln gebrannt wurde. Jedes Haus stellte seinen eigenen Arrak her, und jeder hatte sein Geheimrezept, das die persönliche Note gab. Der Großvater Elias fügte Stücke von Hähnchenbrust während des Gärungsprozesses hinzu. Fröhlich am Tag des Destillierens stellte er im Innenhof seinen riesigen Kupferdestillierapparat auf, und der Faden der begehrten Flüssigkeit rann ununterbrochen bis tief in die Nacht. Er erzählte mir, dass er vor Jahren, als er noch Tagelöhner beschäftigte, die ihm die Äcker bestellten und das Vieh hüteten, ein Fässchen voll Arrak neben dem äußeren Hoftor stehen hatte, wo an einem Haken eine Schöpfkelle hing. Im Morgengrauen, nach dem Frühstück, nahmen die Männer dort einen guten Schluck aus der Schöpfkelle, bevor sie durch das Tor hinausgingen und in den harten winterlichen Arbeitstag im Freien aufbrachen.

Das herausragende Ereignis des Tages im Sommer war der Abendspaziergang. Alle Welt, Alt wie Jung, ging zum Auf- und-ab-Flanieren auf der Hauptstraße. Man spazierte langsam, in aller Gemütsruhe und mit ständigen Unterbrechungen, um Leute zu grüßen und ein Schwätzchen zu halten. Es

war die Gelegenheit, sich zu treffen, Neuigkeiten zu erfahren und, für die jungen Leute, um Blicke auszutauschen und neue Freundschaften und Beziehungen anzuknüpfen. Die Jugend trug ihre besten Kleider und war immer nach der neuesten Mode gekleidet. Man sah Modelle, die selbst in den größeren Städten des Irak noch nicht zu sehen waren, deswegen wurde Ankawa auch Petit Paris genannt. Junge Kurden aus Arbil und den umliegenden Ortschaften kamen mit ihren Autos, die sie am Rande der Hauptstraße parkten. Sie stehen zu lassen, trauten sie sich nicht, deshalb blieben sie drin sitzen oder in der Nähe, während sie, unter den aufmerksamen Blicken der jungen Männer von Ankawa, eifrig den flanierenden Schönheiten nachschauten, die in ihrer eigenen Gesellschaft ja versteckt gehalten wurden.

Augenblicklich herrscht ein relativer, wackliger Frieden im irakischen Kurdistan, dank der Abkommen zwischen den großen Raubtieren und den Schakalen, die auf ihren Anteil der Beute lauern. Die gute Ausbildung und das offene Wesen der Bewohner von Ankawa, nicht zuletzt aber auch der nahe gelegene Militärflughafen aus der Zeit Saddam Husseins, der auf den von den Bauern enteigneten Grundstücken – darunter denen meines Großvaters – erbaut worden ist, haben Ankawa in eine Höhle verwandelt, in der alles mögliche Raubgesindel verkehrt, auch »multinationale Firmen« genannt. Da sitzen sie mit gebleckten Zähnen, der Geifer rinnt ihnen aus dem Maul, bereit, sich ihren Bissen aus dem irakischen Aas herauszureißen.

2 Ich bin der fünfte der sechs Söhne und sechs Töchter aus der katholischen Ehe der Hausfrau Maria Gorgis und des Landvermessers und Beamten des Zentralen Agrarreformbüros Hermez Alibek. Unser Haus lag mitten in Ankawa an der Hauptstraße, die das Städtchen von Norden nach Süden durchschneidet, fünfzig Meter vom Haus meiner Großeltern väterlicherseits entfernt. Es war einstöckig und nicht besonders groß, aber die Gesamtfläche des Anwesens, wenn man den Garten und den riesigen Hof dazunahm, der mit erdbraunen Ziegeln gepflastert war und das Haus von einem kleinen Gebäude aus Lehmziegeln trennte, wo das Brot gebacken wurde und allerlei Gerümpel stand, betrug insgesamt mehr als sechshundert Quadratmeter. Eine etwa zwei Meter hohe Mauer aus gelben Lehmziegeln umgab das Haus, das ebenfalls aus gelben Lehmziegeln erbaut war. Die Gartenpforte und die Geländer der Dachterrasse waren aus Schmiedeeisen, an dem noch Reste des ursprünglichen silberfarbenen Anstrichs zu sehen waren, der mit der Zeit abgeblättert war. In dem kleinen Garten am Eingang gab es riesige Bäume, einer – ein gewaltiger Eukalyptus, wie ich ganz deutlich erinnere – stand, wenn man hereinkam, links. Auf diesem Baum versteckte ich mich immer, wenn ich etwas ausgefressen hatte.

Meine erste Erinnerung ist eine undeutliche Vision in Rotönen von ein paar Kindern, die auf einem Teppich um einen Kerosinofen herum sitzen. Mein Vater hatte jedem von uns ein paar Münzen gegeben, vielleicht als Weihnachtsgeschenk.

Wir spielten damit, machten die Münzen auf dem Ofen heiß, warfen sie dann auf den Teppich, worauf sie mit den Fingern angefasst werden mussten. Gelächter brach aus, wenn man blitzschnell die Hände zurückzog und sich umgehend die Fingerspitzen in den Mund steckte. Meine Schwester Suha, die ungefähr zwei Jahre alt war, saß neben mir, spielte aber nicht mit. Sie hielt ihre Münze mit der Hand umklammert und schrie jedes Mal, wenn ich versuchte, sie ihr wegzunehmen und auf den Ofen zu legen. Schließlich überzeugte ich sie davon, mir die Münze zu überlassen, und machte sie heiß. Mit dem Schlafanzugärmel warf ich sie auf den Teppich und verlangte von ihr, sie mit den Fingern anzufassen. Als sie sich weigerte, ergriff ich ihre Hand und drückte die Handfläche auf die Münze. Sie schrie vor Schmerz und begann zu weinen. Das Bild wird grau und verdunkelt sich. Ich erinnere mich nicht, ob der Vater mir eine Ohrfeige gab, aber ich saß zur Strafe ganz allein im Nebenzimmer, weit weg von dem Schwesterchen, das mir meinen Platz als Jüngster im Haus streitig gemacht hatte.

Ich war kaum älter als vier Jahre, als uns ein Freund meines Vaters besuchte, ein Kurde aus Arbil. Er hatte seinen hellen Volkswagen Käfer vor dem Haus der Großeltern geparkt. Dieses Stück der Straße fiel zu einem Bewässerungskanal hin ab, dem tiefstgelegenen Punkt des Städtchens und gleichzeitig sein Äquator. Er hatte gesehen, wie ich auf der Straße spielte, und mich gebeten, auf den Wagen aufzupassen. Die Handbremse hatte er angezogen, die Tür jedoch nicht abgeschlossen. Der Vater und sein Freund gingen ins Haus, während ich das Auto umrundete, in der Absicht, es vor der Neugier der Kinder zu schützen, die gekommen waren, um zu

sehen, wer da eingetroffen war, wie das in einem Städtchen so üblich ist, in dem wenig los ist.

Die Versuchung, in das Auto zu steigen und vor diesen Kindern mit meiner Vorzugsstellung anzugeben, war gewaltig. Ich machte also die Tür auf, setzte mich auf den Fahrersitz und drehte das Lenkrad nach links und rechts. Mit dieser Vorführung hatte ich freilich nicht genug. Es musste noch etwas anderes passieren. Auf die Hupe zu drücken, getraute ich mich nicht, aber nur, weil man das im Haus gehört hätte. Doch hätte ich alles dafür gegeben, das Auto in Bewegung zu setzen. Nach ein paar nervösen Momenten des Zögerns, löste ich die Handbremse, ohne zu ahnen, was nun geschehen würde. Das Auto setzte sich in Bewegung und begann langsam, die Straße hinunterzurollen. Ich bekam einen gewaltigen Schreck und wusste nicht mehr, was ich tat. Ich öffnete die Tür, sprang aus dem Auto und rannte wie ein Verrückter, um vor den Wagen zu kommen und ihn mit den bloßen Händen aufzuhalten. Natürlich musste ich zur Seite springen; das Auto rollte mit offener Tür weiter bis zum tiefstgelegenen Teil der Straße, wo es dann stehen blieb.

Vor Angst war ich wie gelähmt. Die Schreie der Kinder hatten sich vervielfacht und mich schließlich aus dem Schockzustand gerissen, in dem ich mich befand. Wieder zurück in der Wirklichkeit, sah ich nun bei den Kindern etliche Erwachsene um das Auto herum stehen. Sie diskutierten laut, sahen zu mir herüber und deuteten mit den Fingern auf mich. Das erschreckte mich nur noch mehr, und das Einzige, was mir daraufhin einfiel, war, mich zu verstecken. Wie der Blitz rannte ich los, flitzte nach Hause in den Garten und kletterte auf den Rieseneukalyptus.

Das muss ungefähr um zwölf Uhr mittags gewesen sein. Der Freund, mein Vater und der Rest der Familie traten aus dem Haus auf die Straße, wie alle anderen auch, und gingen zu dem gestrandeten Auto, wo schon die anderen Leute standen. Im Grunde war nichts Ernstes passiert, für mich sah die Sache jedoch ganz anders aus. Von meiner Höhe aus betrachtete ich das Geschehen wie ein verschreckter Vogel in seinem Nest. Der Freund meines Vaters stieg in sein Auto und fuhr davon. Die Leute zerstreuten sich, außer einigen, die versuchten, den Eltern bei der Suche nach ihrem ungezogenen Sohn zu helfen. Die Zeit verging, und der Ärger der Eltern nahm zu. Man suchte mich überall, doch ich wollte mein Versteck aus Angst vor der Strafe nicht verlassen. Aus der Heimlichkeit meines Baumwinkels beobachtete ich alle Bewegungen und hörte fast alles, was gesprochen wurde. Schließlich kam man zu dem Schluss, dass ich nicht allzu weit fortgelaufen sein könne und der Hunger mich bald wieder nach Hause treiben würde. Man ging mit aller Selbstverständlichkeit ins Haus zum Mittagessen, und dann blieb es für die nächsten Stunden ruhig. Danach erst kamen die Eltern heraus und spazierten langsam durch den Garten zur Eingangspforte, so als warteten sie auf mein Erscheinen. Ich hörte, wie meine Mutter sagte:

»Er hat bestimmt Angst vor der Strafe. Allmählich fange ich aber an, mir Sorgen zu machen.«

»Er wird halb tot sein vor Angst«, meinte der Vater. »Dabei habe ich gar nicht vor, ihn zu bestrafen. Ich hoffe nur, er taucht auf, bevor es dunkel wird. Sonst müssen wir uns wirklich Sorgen machen.«

Ich verspürte inzwischen kräftigen Hunger, daher wartete

ich keine Minute länger, kletterte flink vom Baum und trat vor ihn. Da er versprochen hatte, mir zu verzeihen, wollte ich es nicht darauf ankommen lassen, dass er seine Meinung wieder änderte. Ich kam mit einer Strafpredigt davon und bekam endlich auch etwas zu essen.

Einige Monate später zogen wir in das neue Haus um, das der Vater in Jamiya gebaut hatte, dem neuen Teil des Städtchens, Richtung Arbil, gegenüber dem Wasserreservoir. Es war relativ groß, etwa 200 Quadratmeter, und hatte einen mehr als 400 Quadratmeter großen Garten, der in vier quadratische, durch schmale Pfade aus Ziegeln und Zement voneinander abgetrennte Parzellen unterteilt war. In der Mitte des Gartens, wo die Ecken der Parzellen aufeinanderstießen, gab es ein kleines achteckiges Bassin mit einer Fontäne. Dem Haus zunächst gelegen waren zwei Rasenstücke, die für die Familienvergnügungen im Freien vorgesehen waren. Während der Frühjahrs- und Sommermonate trug die Mutter nachmittags dünne Matratzen nach draußen, die aus Stoffresten gemacht waren, und wir halfen ihr, sie im Rechteck auf dem Rasen auszulegen. Sie breitete ein paar Tischdecken in der Mitte aus, und in eine Ecke, wo sie saß, stellte sie ein Kupfertablett, um darauf den Samowar und die Teetassen zu plazieren. Anschließend verteilte sie Teller mit einem weißen, steinharten Käse, der jedoch, sobald man ihn kurz in warmes Wasser oder auch in Tee tauchte, weich wie Frischkäse wurde. Danach brachte sie in einem großen flachen Weidenkorb das Ragga-Brot. Das war ein papierdünnes, rundes Brot von etwa 50 Zentimeter Durchmesser. Man bewahrte es wochen- ja sogar monatelang trocken in zylinderförmig-